

Neva Altaj

**STOLEN touches**

**Der Don**

**(Perfectly Imperfect Serie)**

*Übersetzt von Alexandra Gentara*

NEVA ALTAJ

ARRANGED  
MARRIAGE  
MAFIA ROMANCE



STOLEN

PERFECTLY IMPERFECT SERIE

*Touches*

Der Don

VAJONA

# ANMERKUNG DER AUTORIN

Liebe Leserinnen und Leser, im Buch werden ein paar italienische Ausdrücke benutzt, hier sind die Übersetzungen und Erklärungen dazu:

*cara* – Liebes, Kosename.

*vita mia* – »mein Leben«, Kosename.

# HINWEIS

Dieser Roman behandelt Themen wie blutige Szenen, Missbrauch und grafische Beschreibungen von Gewalt und Folter.

# PROLOG

*Salvatore*

*Sieben Jahre zuvor*

Ein Hammer kracht auf meine Hand, sein Metallkopf gräbt sich tief in das Fleisch, das sowieso schon nur noch eine geschwollene Masse ist, und Blut spritzt über den Tisch.

Ich warte, bis der schlimmste Schmerz verklungen ist, dann hebe ich mein Kinn und starre den Mann an, der sich vor mir auf-türt.

»Nein«, stoße ich hervor.

Marcello, einer der Capos, beobachtet mich ein paar Sekunden lang, bevor er über seine Schulter einen Blick auf den Don wirft, der rechts an der Wand lehnt. Der Raum ist nur spärlich beleuchtet, die Leuchtstoffröhren an der Decke sind ausgeschaltet. Sie flackern nicht einmal. Das einzige Licht kommt von einer Tischlampe in der Ecke, aber als der Don seine Zigarre anzündet, glüht sein Gesicht von der Flamme beleuchtet rot auf. Er nickt.

Marcello dreht sich wieder zu mir um und verstärkt den Griff um mein Handgelenk. »Ich denke, du solltest dir das noch mal

überlegen«, knurrt er und lässt den Hammer erneut mit Wucht auf meine Finger prallen.

Ein stechender Schmerz schießt durch meinen Arm, dringt bis in meine Schulter vor und jagt einen schmerzhaften Blitz bis in meinen Hinterkopf. Das Gefühl setzt sich in meinem Gehirn fest und will sich in meinem Schädel einnisten. Ich beiße die Zähne zusammen und versuche, es zu verdrängen.

»Fick dich, Marcello«, krächze ich.

Lachend schüttelt er den Kopf. »Na, du bist mir ja einer.«

Marcello legt den Hammer auf den Tisch und zieht eine Pistole aus dem Holster. Ich rechne damit, dass er mir jetzt einfach in den Schädel schießen wird, doch stattdessen richtet er die Waffe auf mein Bein. »Ich glaube, ich habe deiner Hand genug zuge-setzt. Wahrscheinlich spürst du sie schon gar nicht mehr. Aber wie sieht es hiermit aus?«

Zwei Schüsse ertönen und ich stöhne schmerzerfüllt auf, als die Kugeln mein Fleisch und meine Knochen durchdringen. Vor meinen Augen tanzen schwarze Pünktchen.

»Letzte Chance, Salvatore«, bellt er.

Ich hole tief Luft, ignoriere den widerwärtigen Bastard und schaue dem Don, der immer noch in der dunklen Ecke steht, direkt in die Augen. Es ist zu dunkel, sodass ich seine Augen nicht wirklich erkennen kann. Da die Tischlampe so dicht an meinem Gesicht steht, bin ich mir jedoch sicher, dass er meine dafür sehr gut sieht. Meine unverletzte Hand ist an die Stuhllehne gefesselt, aber ich kann mein Handgelenk weit genug drehen, um ihm den Mittelfinger zu zeigen. Die Fessel scheuert dabei an meiner Haut.

»Er gibt nicht klein bei, Marcello«, sagt der Don und wendet sich zum Gehen. »Leg ihn einfach um, dann sind wir hier fertig.«

Marcello wartet, bis die Tür wieder zugefallen ist, dann umrundet er den Stuhl, auf den ich gefesselt wurde, und beugt

sich vor. Er flüstert mir ins Ohr. »Ich hasse dich schon seit ich denken kann wie die Pest. Ich weiß nicht, was der Don sich dabei dachte, als er dir vor zwei Jahren die Position deines Vaters übergeben hat. Einen Vierundzwanzigjährigen zum Capo zu machen. Als würden wir einen verdammten Kindergarten betreiben oder so was.«

»Ich verstehe, dass dich das verunsichert, Marcello.« Ich hole tief Luft, die schwarzen Punkte tanzen mir immer noch vor den Augen. »Vor allem, weil ich in meinen zwei Jahren als Capo der Familie mehr Geld eingebracht habe, als du es in dieser Position in ganzen zwanzig Jahren geschafft hast.«

»Ich sollte dich hier einfach verbluten lassen.« Er spuckt auf den Boden und jagt noch eine Kugel in meinen Fuß.

Ich keuche auf. »Das wäre ... unklug.«

»Warum?«

»Wenn ich nicht sterbe ... wirst du dafür sterben.«

Er lacht. »Ja, das Risiko sollten wir nicht eingehen.«

Drei schnelle Schüsse hallen durch den Raum und ich schnappe nach Luft, als ein stechender, brennender Schmerz in meinem Rücken explodiert. Ich schaffe es noch einmal, einzuatmen, dann wird alles um mich herum schwarz.

# KAPITEL 1

*Salvatore*

*Gegenwart*

»Weg da, Sie Idiot!«

Mein Kopf schnellt hoch und ich trete rasch zur Seite, um keinen Ellbogen in die Niere gerammt zu bekommen. Dann starre ich der Frau im Kittel nach, die gerade an mir vorbeigerannt ist. Sie läuft auf ein Auto zu, das wenige Meter vor mir mit quietschenden Reifen zum Stehen kommt. Mitten auf dem Krankenhausparkplatz.

Ein Teenager, höchstens fünfzehn, springt durch die Fahrtür hinaus. Er war eindeutig noch nie in einem Krankenhaus, da er auf den Parkplatz gefahren ist und nicht direkt zur Notaufnahme. Er reißt die Tür in demselben Moment auf, als die Krankenschwester gerade das Fahrzeug erreicht. Ein paar Sekunden lang starren beide auf den Rücksitz.

»Ist das ... ist das der Kopf?«, stottert der Junge. »Warum ist er schon ...? Mom, du hast doch gesagt, wir hätten noch Zeit.«

Das Stöhnen einer Frau ertönt, während der leichenblasse Junge entsetzt und schockiert auf den Rücksitz starrt.

»Junge! Hey!« Die Krankenschwester greift dem Jungen an den Unterarm und schüttelt ihn, aber er reagiert nicht. »Hey, mein Junge! Konzentrier dich!« Sie gibt ihm eine leichte Ohrfeige. »Lauf ins Krankenhaus. Such einen Arzt und hol ihn her.«

»Sind ... Sind Sie denn keine Ärztin?«

»Ich bin Krankenschwester. Die Info sagte mir nur, deine Mom hätte leichte Wehen, aber nicht, dass sie schon mitten im Geburtsvorgang ist. Los jetzt! Lauf!«, schreit sie ihn an, dann wendet sie sich dem Auto zu, kniet sich auf den Betonboden und legt ihre Hände auf den Rücksitz. »Alles wird gut, Liebes. Atmen Sie. Es ist okay. Wenn der Schmerz kommt, müssen Sie pressen, ja? Wie heißen Sie?«

Die Frau im Auto wimmert und sagt etwas, das ich nicht verstehe – wahrscheinlich beantwortet sie die Frage der Krankenschwester –, dann schreit sie wieder los.

»Ich bin Milene«, sagt die Krankenschwester. »Sie machen das großartig, Jenny. Ja, atmen Sie. Noch einmal. Das Köpfchen ist schon fast draußen. Nur noch einmal pressen, aber so stark, wie Sie können.«

Die Krankenschwester schaut über ihre Schulter zum Krankenhauseingang und dann zur Seite, bis ihr Blick auf mir landet. »He, Sie da! Der Typ im Anzug!«, ruft sie. »Kommen Sie mal her!«

Ich lege den Kopf schief und betrachte sie genauer. Das Erste, was mir auffällt, sind ihre Augen. Nicht wegen der Farbe, ich bin zu weit entfernt, um diese zu erkennen. Aber ich erkenne eine Mischung aus Panik und Bestimmtheit darin, die meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. In einer anderen Situation hätte ich eine solche Aufforderung einfach ignoriert und wäre weitergegangen. Das Leben anderer Leute interessiert mich nicht im Geringsten. Aber ich schaffe es nicht, meinen Blick von dem Mädchen zu lösen.

Es gehört schon eine Menge Entschlossenheit dazu, in einer solchen Lage einen kühlen Kopf zu bewahren. Langsam gehe ich zu dem Auto, ohne meinen Blick von der Krankenschwester zu lösen, die sich wieder auf die Frau im Auto konzentriert und ihr Anweisungen erteilt. Ihr hellblondes Haar ist zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der ein wenig schief hängt.

»Geben Sie mir Ihr Jackett«, sagt sie, ohne mich anzusehen. Die Frau im Auto stöhnt laut auf. »Ja, genau so, Jenny. Genau so! Ich bin bei Ihnen!«

Ihre Stimme zittert nur ein wenig, aber ihr panischer Gesichtsausdruck ist nicht zu übersehen. Ich bin erstaunt, wie gut sie das hier meistert. Und nach all dem, was ich in meinem Leben schon gesehen und getan habe, kann mich nicht mehr vieles überhaupt noch erstaunen.

Plötzlich zerreißt der schrille Schrei eines Babys die Umgebung.

Man sagt, dass der erste Schrei eines Babys sogar die eisigsten Herzen zum Schmelzen bringen kann, doch das trifft auf mich nicht zu. Nicht, dass ich es erwartet hätte. Ich wurde gerade Zeuge davon, wie ein neues Leben geboren wurde, aber der Vorgang löste die gleiche emotionale Reaktion in mir aus wie eine Ampel, die grün wird.

Also gar keine.

Ich ziehe mein Jackett aus und plane, es einfach über die Autotür zu hängen und zu gehen, doch dann fällt mein Blick auf das Gesicht der Krankenschwester und mir stockt der Atem. Sie betrachtet das Baby in ihren Armen, und ihr entzücktes Lächeln bringt ihr ganzes Gesicht zum Strahlen. Sie wirkt so ehrlich und offenherzig, dass ich meinen Blick nicht von ihren Lippen lösen kann.

Beim Anblick des angeblichen Wunders des Lebens habe ich

gar nichts gespürt, doch plötzlich verschnürt mir ein merkwürdiges Gefühl den Brustkorb, während ich sie betrachte. Und damit einher geht auch noch ein mir unbekanntes Gefühl von ... Verlangen. Ich zerknittere das Jackett in meiner Hand und versuche zu entschlüsseln, was es mit diesem unwillkürlichen Bedürfnis auf sich hat, das Gesicht dieses Mädchens zu umfassen und zu mir umzudrehen, damit ihr Lächeln *mir* gilt. Mir fällt kein passendes Wort ein für das Gefühl, das mich überkommen hat. Vielleicht ... Sehnsucht?

Aus dem Augenwinkel erblicke ich zwei Frauen in weißen Kitteln, die aus dem Krankenhaus kommen und in unsere Richtung laufen. Hinter ihnen schiebt ein Krankenpfleger eine Trage.

»Das haben Sie super gemacht, Jenny. Ich lege sie Ihnen jetzt auf die Brust. Knöpfen Sie Ihre Bluse auf«, sagt die Krankenschwester, dann dreht sie sich mit ausgestreckter Hand zu mir um. Ich reiche ihr mein Armani-Jackett und schaue zu, wie sie sich ins Auto beugt und die Jacke über das Baby legt.

»Großer Gott, Milene.« Eine der beiden Ärztinnen, die gerade bei uns ankommen, keucht auf. »Wir übernehmen ab hier, Schatz. Das hast du ganz toll gemacht.«

Die blonde Krankenschwester – Milene – nickt und steht auf. Ihr freudiges Strahlen ist verschwunden und wurde durch Verwirrung ersetzt, als würde sie jetzt erst begreifen, was gerade passiert ist. Ich verspüre den Drang, mir denjenigen zu schnappen, der für das Verschwinden ihres Lächelns verantwortlich ist, und ihn dafür zu verprügeln. Aber es gibt keinen Schuldigen. Es liegt einfach nur an der Situation selbst. Trotzdem verschwindet mein Bedürfnis nicht, jemanden dafür umzubringen.

Die blonde Krankenschwester geht auf den Krankenseingang zu, bleibt aber nach wenigen Schritten stehen und lehnt sich an ein geparktes Auto. Mit gesenktem Kopf starrt sie auf ihre zitt-

rigen und mit Blut verschmierten Hände, dann wischt sie sie wie eine Irre an ihrem Kittel ab.

Sie ist noch sehr jung, schätzungsweise Anfang zwanzig. Höchstens zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig. Offenbar war es ihre erste Geburt, doch dafür hat sie sich sehr tapfer geschlagen. Und ich bewundere sie dafür. Als ihre Hände halbwegs sauber sind, stößt sie sich vom Auto ab und geht weiter zur Tür. Auf dem Weg taumelt sie. Sie tritt zur Seite, lehnt sich an das nächste Auto und schließt die Augen.

Ich sollte einfach gehen. Mich umdrehen, in meinen Wagen steigen und nach Hause fahren. Doch das kann ich nicht. Als würde sich meine ganze Existenz nur noch um diese blonde Krankenschwester drehen. Sie wirkt so einsam und verletzlich. Statt also das Vernünftigste zu tun, überquere ich die Distanz zwischen uns und bleibe direkt vor ihr stehen. Plötzlich überkommt mich ein irres Verlangen danach, meine Hand auszustrecken und ihr Gesicht zu berühren, aber ich unterdrücke das lächerliche Gefühl und beobachte sie stattdessen nur. Sie öffnet die Augen und sieht mich an. Sie sind dunkelgrün.

»Der Anzugträger«, sagt sie und schließt die Augen wieder. »Sie können Ihren Namen und Ihre Anschrift an der Rezeption hinterlassen. Dann kümmere ich mich darum, dass Sie Ihr Jackett zurückbekommen.«

Ihre Stimme klingt fest, aber ihre Hände zittern immer noch, ebenso wie der Rest ihres Körpers. Adrenalinabsturz. Ich werfe einen Blick über meine Schulter. Zwischen uns und dem Krankenhauseingang liegen keine dreißig Meter, aber ich bezweifle, dass sie die geringe Entfernung in ihrem Zustand überwinden kann. Ihre Beine zittern so stark, dass ich befürchte, sie werden jede Sekunde unter ihr nachgeben. Sie könnte auf dem Weg zurück ins Krankenhaus hinfallen und sich verletzen. Wobei ich

nicht einmal weiß, warum ich mir überhaupt solche Gedanken um sie mache.

Ich bücke mich und hebe ihren kleinen Körper in meine Arme. Ein leiser überraschter Schrei dringt über ihre Lippen, aber sie beklagt sich nicht. Sie legt nur ihre Arme um meinen Hals und schaut mich mit großen Augen an. Erst auf dem halben Weg zum Eingang fängt sie an, herumzuzappeln und bringt mich damit fast aus dem Gleichgewicht.

»Lassen Sie mich runter.« Sie zappelt weiter. »Ich kann selbst laufen, verdammt noch mal.«

Ich gehe weiter mit ihr auf den Armen voran, obwohl sie mit ihrer winzigen Faust gegen meine Brust trommelt und versucht, sich aus meinem Griff zu winden. Sie kann kaum mehr als hundert Pfund wiegen, aber ihr Gezappel macht das ganze Unterfangen etwas anstrengend. Wenn sie nicht damit aufhört, könnten wir beide mit dem Gesicht voran auf dem Gehweg landen.

»Aufhören«, sage ich und das Zappeln stoppt.

Sie öffnet den Mund, als wollte sie mit mir diskutieren, aber ich schlinge warnend die Arme fester um sie. Niemand missachtet meine Anweisungen. Das Mädchen schließt den Mund und rümpft die Nase, sagt aber nichts mehr. Sehr klug. Ich richte den Blick wieder zum Eingang und gehe weiter.



»War er heiß?«, fragt Andrea, meine beste Freundin.

Ich klemme mir das Handy zwischen Schulter und Wange und hole fürs Abendessen ein paar Reste aus dem Kühlschrank.

»Ich denke schon«, sage ich und staple das Essen auf meinen Teller. Seit dem Frühstück habe ich nichts mehr zu mir genommen.

»Was ist das denn für eine Antwort? War er jetzt heiß oder nicht?«

»Ja, war er. Groß. Teurer Anzug. Dunkles Haar mit ein paar grauen Härchen hier und da. Und er roch gut.«

Sehr, sehr gut sogar. Ich kann sein Aftershave immer noch an meinem T-Shirt erschnuppeln.

»Graue Härchen? Wie alt war der Typ denn?«

»Mitte dreißig oder so. Vielleicht ist er vorzeitig grau geworden.« Ich stelle den Teller in die Mikrowelle und richte den Timer auf eine Minute ein. Nicht mal annähernd genug Zeit, um das Essen ausreichend aufzuwärmen, aber es muss reichen. Ich hab zu großen Hunger, um noch länger zu warten.

»Und er hat nichts gesagt? Nicht mal seinen Namen?«

»Nope. Er hat mich nur in die Lobby getragen und dort abgesetzt, dann hat er sich umgedreht und ist gegangen.«

»Tja, ich kann nicht behaupten, dass mich das überrascht. Du hast ja schon immer die Verrückten angezogen.« Andrea lacht. »Stalkt dich dieser Anästhesist Randy immer noch?«

»Jep.« Ich setze mich mit meinem Teller an den kleinen Tisch in der Ecke und fange an zu essen. »Gestern hat er mir Blumen geschickt. Nelken diesmal. Ich meine, was zur Hölle? Nelken sind doch was für Beerdigungen!«

»Und war wieder so eine gruselige Nachricht dabei?«

»Ja. Irgendwas darüber, dass meine Haut wie der Mond strahlt. Ich hätte kotzen können.« Meine Katze springt auf den Tisch, tunkt ihre Nase in meinen Becher und fängt an, mein Wasser zu saufen. Ich wedle mit dem Geschirrtuch in seine Richtung. »Runter da, verdammt noch mal!«

»Glaubst du, dass dieser Randy gefährlich ist?«, fragt Andrea. »Er stalkt dich jetzt schon seit Monaten.«

»Ich glaube nicht. Er findet hoffentlich bald eine andere, der er

nachstellen kann. Was ist in Chicago so los?« Ich schiebe mir eine weitere Gabel mit Essen in den Mund.

»Ich hab neulich deinen Bruder getroffen. Er glaubt immer noch, dass du in Illinois bist.«

»Gut. Bitte sei vorsichtig ihm gegenüber und verplapper dich nicht. Angelo rastet aus, wenn er herausfindet, dass ich in New York bin.«

»Du solltest nach Chicago zurückkommen, Milene. New York ist nicht sicher. Was, wenn einer von der Familie in New York herausfindet, dass du dort lebst?« Jetzt flüstert sie plötzlich. »Ajello lässt nicht zu, dass sich die Mitglieder von anderen Cosa-Nostra-Familien auf seinem Gebiet aufhalten. Ohne seine Erlaubnis. Und das weißt du genau.«

»Ich glaube nicht, dass sich der berüchtigte Don Ajello über jemanden wie mich aufregen würde«, murmele ich zwischen zwei Bissen. »Außerdem muss ich erst meine Ausbildung hier beenden. Ich komme zurück, sobald das Anerkennungsjahr zu Ende ist.« Die Katze springt wieder auf den Tisch und klaut ein Stück Fleisch von meinem Teller, dann rennt sie damit in Richtung Badezimmer. »Eines Tages erwürge ich diese Katze.«

»Das sagst du schon seit Wochen.« Andrea lacht.

»Gestern kam er mit einem verdammten Chickenwing nach Hause. Und vor zwei Tagen mit einem Stück Fisch. Die Nachbarn denken bestimmt, ich hätte ihn darauf trainiert, Essen für mich zu klauen.« Ich gähne. »Ich ruf dich morgen wieder an. Ich kann kaum noch die Augen offenhalten.«

»Okay. Wenn du diesem sexy unbekanntem Typen noch mal begegnest, frag ihn unbedingt nach seiner Nummer.«

»Ja, sicher.«

Ich beende das Gespräch und schlepe mich zum Bett auf der anderen Seite des Apartments. Die gesamte Wohnung ist kleiner

als mein Schlafzimmer zuhause, aber ich bezahle sie von meinem eigenen Geld und würde sie um nichts in der Welt hergeben. Ich habe es weder Andrea noch sonst jemandem bisher gesagt, aber ich habe gar nicht vor, nach Chicago zurückzukehren. Niemals.

Ich habe die Nase gestrichen voll von diesem ganzen Cosa-Nostra-Scheiß.



Ein lautes Klopfen ertönt an meiner Bürotür. Ich schaue vom Laptop hoch, als mein Securitychef eintritt, und nicke zu dem Stuhl auf der gegenüberliegenden Schreibtischseite.

»Hast du das Mädchen gefunden?«, frage ich.

»Ja. Und du wirst es nicht glauben.« Nino setzt sich und verschränkt die Arme vor der Brust. »Es handelt sich um Milene Scardoni. Die jüngste Schwester von Chicagos Capo Angelo Scardoni.«

Ich lehne mich im Stuhl zurück. Was für eine überraschende Wendung. »Bist du dir sicher?«

»Ja. Sie ist die einzige Milene, die im St. Mary's Krankenhaus arbeitet. Und ich habe ihre sozialen Medien überprüft.«

Er holt sein Handy hervor, scrollt ein paar Sekunden lang darin herum und schiebt es mir dann über den Schreibtisch zu. »Sie hat nicht viele Fotos gepostet, aber auf zwei Bildern steht sie neben ihrer Schwester. Die, die mit einem Typen aus der Bratva verheiratet wurde. Sie sehen sich sehr ähnlich. Und ich habe mehrere Bilder mit Rossis Schwägerin Andrea gefunden. Sie ist es, Boss.«

Ich nehme das Handy vom Schreibtisch und schaue aufs Display. Das Foto ist schon ein paar Jahre alt, ihre Haare sind darauf kürzer. Sie steht neben einem anderen, etwa gleichaltrigen Mäd-

chen. Milene lächelt und schickt dem Fotografen einen Luftkuss. Sie sieht wunderschön aus, mit ihrer winzigen Nase und den vollen Lippen. Aber es sind nicht allein ihre makellosen Gesichtszüge, die mich so anziehen. Es sind ihre Augen. Diese großen, leuchtend grünen Murmeln, die so wirken, als würden sie direkt in mich hineinsehen. Sie funkeln vor Vergnügen und Schabernack. Ich bewege meinen Daumen über das Display, bis ich ihre Lippen erreiche, und umfahre vorsichtig ihre Konturen.

»Die Schwester eines Capo aus Chicago. Auf meinem Gebiet.« Ich lege das Handy auf den Schreibtisch zurück, aber ich kann meinen Blick nicht von dem Bild lösen. Ihr Lächeln wirkt so aufrichtig. Wie würde es sich anfühlen, wenn jemand *mich* so anlächeln würde?

»Soll ich jemanden schicken, der sie holt und herbringt?«, fragt Nino. »Oder rufst du Rossi an, damit er sich selbst um das Problem kümmert?«

Ich zwingt meine Augen, sich von dem Display abzuwenden, genervt darüber, dass irgendeine dahergelaufene Frau es hingekriegt hat, so ein ungesundes Interesse bei mir zu wecken. Dann stehe ich auf und gehe zu dem großen Fenster, das die ganze Stadt überblickt. Luca Rossi, den Don von Chicago, anzurufen, wäre sicherlich die beste Idee. Er wird jemanden schicken und sie nach Chicago zurückbringen lassen.

»Nein«, sage ich und starre auf die Straße unten. Vor einer Stunde hat es angefangen zu regnen. Es begann als Nieselregen, hat sich aber inzwischen zu einem echten Schauer entwickelt. Ich frage mich, wie viel dunkler ihre Haare sind, wenn sie nass sind. »Setz jemanden auf sie an. Weißt du, wo sie wohnt?«

»Ich hab es überprüft. In einer Absteige in der Vorstadt.«

»Allein?«

»Sie hat eine Katze.«

»Ich will Kameras installiert haben in ihrer Wohnung«, sage ich. »In der Küche, im Wohnzimmer, in den Schlafzimmern, nur nicht im Bad.«

Nino erwidert nichts, also drehe ich mich zu ihm um. Er starrt mich entsetzt an. Wir kennen uns seit zwanzig Jahren, daher wundert es mich nicht, dass ihn mein Auftrag erstaunt. Ehrlich gesagt, erstaunt er mich sogar selbst.

»Ich konnte von der Feuertreppe aus hineinsehen«, sagt er rasch. »Es ist ein etwa fünfzig Quadratmeter großes Studio. Nur ein Zimmer.«

Was zur Hölle macht die Schwester eines Capo, die sich als Krankenschwester den Arsch aufreißt, in einem schäbigen kleinen Studio in einem Vorort?

»Dann installier zwei Kameras, um den ganzen Raum zu überwachen«, sage ich. »Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden. Und lass die Aufnahmen direkt über meinen Laptop laufen. Niemand außer mir soll Zugang dazu bekommen.«

»Betrachte es als erledigt.« Nino steht auf und will gehen, wirft mir jedoch noch einen Blick über seine Schulter zu. »Wenn ich fragen darf, wo hast du sie eigentlich ausgegraben?«

»Vor dem St. Mary's. Ich wollte gerade nach dem jährlichen Check-up nach Hause fahren.« Ich drehe mich zum Fenster zum. »Sie hat mich als Idiot beschimpft und fast über den Haufen gerannt, dann hat sie mitten auf dem Parkplatz ein Baby entbunden. Im weiteren Verlauf hat sie dann auch noch mein Jackett konfisziert.«

Nino bricht hinter mir in Gelächter aus. »Tja, jetzt verstehe ich, warum du sie interessant findest.«

O ja. Ich finde Milene Scardoni sogar sehr interessant.

# KAPITEL 2

## *Salvatore*

Ich lehne mich im Bett zurück, schalte den Laptop ein und klicke mich durch die Überwachungskameras der Wohnung von dem Scardoni-Mädchen. So wie jeden Abend in den letzten Wochen. Am ersten Abend habe ich mir eingeredet, es wäre nur ein harmloses Interesse, überzeugt davon, dass diese Fixierung auf sie schon wieder vorübergehen würde. Ich wollte nur kurz einen Blick auf sie werfen, den Stream ausschalten und schlafen gehen. Doch am Ende habe ich mir die gesamte Aufnahme angesehen. Und das mache ich seitdem an jedem verdammten Abend. Das Bedürfnis, sie zu sehen, ist viel zu stark, um es ignorieren zu können.

Ich spule die Aufnahme zurück auf heute Morgen, als sie von der Nachtschicht gekommen ist, drücke die Entertaste und lasse das Video abspielen.

Ihre Wohnung ist ein verdammter Schuhkarton, die beiden Kameras reichen tatsächlich aus, um jeden Winkel darin zu überwachen. Ich beobachte Milene, wie sie hereinkommt, beinahe über die schlafende Katze vor der Tür stolpert und dann im Bad verschwindet. Zehn Minuten später kommt sie wieder heraus, in

einem überdimensional großen T-Shirt, geht zum Bett und schlüpft unter die Decke. Sie schlingt die Decke wie zum Trost fest um sich. Keine Minute später springt ihre dämliche Katze aufs Bett. Sie ist dürr, grau und ihr scheint ein Stück vom Schwanz zu fehlen. Hat sie das Vieh aus dem Müll gefischt? Die Katze kriecht zum Fußende, tritt sich dort ein und kratzt dabei an Milenes Füßen, die unter der Decke hervorlugen.

Das Video hat keinen Ton, daher sehe ich nur, wie sich Milenes Lippen bewegen, als sie im Bett hochfährt. Und ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, schreit sie gerade. Die Katze huscht unters Bett. Milene legt sich wieder hin, doch sobald sie die Decke hochgezogen hat, taucht die Katze erneut auf. Sie schleicht auf Milenes Kopf zu, streckt eine Vorderpfote aus und stupst ihre Nase an. Sie reagiert nicht, obwohl die Katze sie noch mehrere Male anstupst. Das verdammte Vieh ist hartnäckig. Milene greift der Katze um den Bauch, zieht sie eng an ihre Seite und vergräbt ihr Gesicht im Kissen.

Ich zoomte das Video heran und betrachte ihren schlafenden Umriss, der von der Mittagssonne durch die Fenster angestrahlt wird. Irgendwann hat die Katze sich wohl umgedreht, denn jetzt schmiegt sie ihren Kopf an Milenes Hals.

Warum zum Teufel lebt sie in so einem Loch? Nino hat ihre Konten überprüft. Ihr Bruder überweist ihr jeden Monat eine stattliche Summe, aber sie hebt nie etwas davon ab. Sie benutzt immer nur ihr zweites Konto, auf das jeden Monat ihr Gehalt überwiesen wird. Ich frage mich, ob Scardoni überhaupt weiß, dass sie in New York ist. Wahrscheinlich nicht. Ich hätte ihn sofort anrufen sollten, als ich herausgefunden habe, wer sie ist. Stattdessen spioniere ich ihr Abend für Abend hinterher, und mittlerweile hat es sich zu einer Art Sucht entwickelt. Es ist lächerlich, aber ich kann trotzdem nicht damit aufhören.

Ich versuche, den Phantomschmerz in meinem linken Fuß zu ignorieren, und spule die Aufnahmen vor bis etwa sieben Uhr abends. Milene ist aufgeschreckt und sitzt senkrecht im Bett. Sie starrt eine Sekunde lang zur Wohnungstür, dann schlingt sie die Decke um sich, steigt aus dem Bett und geht zum Eingang. Sie ist schon fast da, als diese dämliche Katze auf sie zurennt, sich einen Zipfel der Decke schnappt, die über den Boden schleift, und zwischen ihre Beine huscht. Milene stolpert. Die Katze springt auf die Kommode und wirft dabei ein Körbchen auf den Boden, zusammen mit einigen Papieren und anderem Kram. Milene schaut auf das Chaos zu ihren Füßen, schüttelt den Kopf und geht weiter zur Tür.

Ein Lieferbote mit einem gewaltigen Strauß roter Rosen in den Armen taucht auf. Sie wechseln ein paar Worte, dann verschwindet er mitsamt den Blumen wieder und Milene geht mit einer Art Notizzettel in die Küche. Sie bleibt neben dem Mülleimer stehen, liest die Notiz und runzelt die Stirn. Am Ende verdreht sie die Augen und wirft das Blatt in den Müll.

Ich nehme mein Handy vom Nachttisch und schicke Nino eine Nachricht. Er soll herausfinden, wer diese verdammten Blumen geschickt hat. Dann schaue ich das Video weiter.

Ich betrachte Milene, während sie ein paar Eier auf dem Herd brät, und trommle dabei die ganze Zeit auf dem Laptop herum. Hat sie die Blumen zurückgewiesen, weil sie keine Rosen mag? Der Gedanke, dass ein anderer Mann ihr Blumen schickt, verätzt mir den Magen. Vielleicht lag es an der Farbe. Ich schnappe mir das Handy wieder und rufe meine Sekretärin an. Als sie abhebt, lasse ich sie wissen, was ich brauche. Schweigen, dann murmelt sie rasch, dass die Floristin mich sofort zurückrufen wird. Nur fünf Minuten später klingelt auch schon mein Telefon.

»Mr. Ajello. Hier ist Diana vom Blumenladen. Bitte sagen Sie

mir, was Sie brauchen, dann werde ich alles Nötige für Sie arrangieren«, zwitschert sie.

»Ich brauche eine Blumenlieferung für morgen früh.«

»Natürlich. Wünschen Sie etwas Bestimmtes? Wir haben wunderbare rote Rosen aus den Niederlanden und –«

»Ich nehme alles, was Sie haben. Abgesehen von roten Rosen.«

»Was? All unsere Rosen, außer den roten? Aber natürlich. Wohin –«

»Ich sagte, alles, Diana«, sage ich. »Notieren Sie sich die Adresse. Sie sollen um sechs Uhr morgens geliefert werden.«

Nachdem ich das Telefonat mit der Floristin beendet habe, lege ich das Handy auf die Tastatur vor mir und starre es an. Ich habe noch nie jemandem Blumen geschenkt. Woher zur Hölle kommt jetzt also dieser bescheuerte Drang, genau das tun zu müssen?



»Mist«, murme ich und fummle am Türschloss herum.

Ich habe vergessen, meinen Wecker zu stellen und fast verschlafen. Endlich dreht sich der Türknauf und ich öffne meine Wohnungstür, um durchs Treppenhaus zu rennen. Doch mitten auf der Schwelle bleibe ich stehen. Durchs Treppenhaus zu rennen, ist heute jedenfalls nicht drin, so viel steht fest. Ich kann von Glück sagen, wenn ich überhaupt die Treppenstufen erreiche, denn es sieht so aus, als hätte ein Lieferdienst es versemelt. Und zwar gewaltig.

Auf beiden Seiten des langen Flurs, der gut vierzig Meter lang ist, stehen große Schalen und Vasen, die alle bis zum Überquellen mit Blumen gefüllt sind. Jeder Strauß besteht aus einer anderen Blumensorte – weiße Rosen, gelbe Rosen, pfirsichfarbene Rosen,

Lilien, Tulpen, Gänseblümchen und noch zahlreiche mehr, die ich gar nicht kenne. Und jeder Strauß hat eine große Satinschleife um die Vase gewickelt, in einer zu den jeweiligen Blumen passenden Farbe.

»Großer Gott«, murme ich, starre auf das Blumenmeer und frage mich, wie ich heil zur Treppe gelangen soll, ohne dabei mehrere Vasen umzuwerfen.

»Milene!«, ruft eine raue Frauenstimme.

Ich drehe den Kopf und entdecke meine Vermieterin. Sie steht auf dem oberen Treppenabsatz und stützt die Hände in die Hüften.

»Schaff das Zeug aus dem Flur. Die Leute müssen zur Arbeit«, erklärt sie.

»Das sind nicht meine«, sage ich und betrachte die Farbexplosion vor mir.

»Auf der Nachricht steht aber dein Name.«

Mein Kopf schnell nach rechts. »Auf der Nachricht?«

Sie hebt ihre Hand, in der sie einen pinkfarbenen Umschlag hält. »Der Lieferbote sagte, den soll ich dir geben.«

»Das muss ein Fehler sein.«

»Dein Name steht drauf.«

Ich trete in den Korridor, wobei ich versuche, nichts umzustoßen, und gehe zu ihr. Ich muss im Zickzack laufen, vorbei an wohl mindestens hundert Blumenvasen.

»Lassen Sie mich mal sehen«, sage ich und beuge mich über einen riesigen Strauß aus weißen Rosen, um mir den Umschlag zu schnappen. Sie hat recht. Mein Name steht drauf. Ich schaue über meine Schulter, starre die unfassbar vielen Blumen an, dann ziehe ich ein Blatt aus dem Umschlag.

*Such dir aus, was dir gefällt.  
Und verschenk die, die du nicht magst.*

Ich blinzele. Lese den Zettel noch einmal. Drehe ihn um. Keine Unterschrift. Wer zur Hölle kauft Blumen im Wert von zig Tausenden von Dollar und erklärt der Empfängerin, dass sie die, die sie nicht mag, einfach verschenken soll? Randy? Das kann ich mir nicht vorstellen. Außerdem besteht die Nachricht nicht aus einem schleimigen Einzeiler, und einen davon benutzt er immer. Ich schaue den Flur hinunter und überschlage kurz im Kopf. Jede dieser Vasen muss etwa hundert Dollar gekostet haben. Mindestens. Das macht insgesamt ... Mein Kopf schnellt wieder zu meiner Vermieterin und ich reiße die Augen auf. Heilige Scheiße.

»Die müssen aus dem Flur raus«, grummelt sie und wendet sich zum Gehen. »Ich gebe dir dreißig Minuten dafür.«

Was zur Hölle soll ich mit dem ganzen Zeug machen? Und welcher Irre hat offenbar einen kompletten Blumenladen aufgekauft? Das ist ein ganz neues Level von Wahnsinn.

Ich zücke mein Handy und rufe Pippy an, meine Freundin von der Arbeit.

»Kannst du mir die Nummer geben von einem der Typen, die in der Krankenhauswäscherei arbeiten?«, frage ich.

»Wäscherei?«

»Jep. Ich brauche einen Gefallen. Und einen Lkw«, sage ich und betrachte die Blumen. »Einen großen.«